NACH GOTT

Was vom Menschen bleibt, wenn der Himmel schweigt

Ein philosophisches Buch über Freiheit, Tod, Moral, Sinn und die Zumutung der Ungewissheit

Nikolaus Bettinger

Prof. Hubertus Mynarek gewidmet

Widmung

Prof. Hubertus Mynarek gewidmet

In Erinnerung an einen streitbaren Geist, der die bequemen Antworten nie für die letzten hielt.

Es war mir eine Ehre.

Inhalt

Teil I – Warum der Mensch glaubt

Prolog – Der Himmel schweigt
1 – Das Tier, das weiß, dass es sterben wird
2 – Warum Menschen Götter erschaffen
3 – Angst, Trost und die Erfindung von Ewigkeit
4 – Religion als Gemeinschaft
5 – Religion als Macht
6 – Schuld, Sünde und Kontrolle
7 – Warum intelligente Menschen glauben
8 – Warum intelligente Menschen nicht glauben

Teil II – Der Tod Gottes

9 – Feuerbach: Gott als Spiegel des Menschen
10 – Nietzsche: Was bedeutet es wirklich, dass Gott tot ist?
11 – Schopenhauer: Leiden ohne Erlösung
12 – Bertrand Russell: Die Disziplin des Zweifels
13 – Hubertus Mynarek: Religionskritik als Lebensentscheidung
14 – Dawkins und die biologische Kritik
15 – Atheismus als neue Gewissheit?
16 – Kann man beweisen, dass es keinen Gott gibt?

Teil III – Was bleibt ohne Gott?

17 – Kann Moral ohne Gott existieren?
18 – Das Euthyphron-Dilemma: Ist das Gute gut, weil Gott es will?
19 – Das Problem des Bösen
20 – Warum schweigt Gott?
21 – Freiheit ohne göttlichen Plan
22 – Ist der freie Wille eine Illusion?
23 – Verantwortung in einer determinierten Welt
24 – Schuld ohne Sünde

Teil IV – Der Mensch vor dem Nichts

25 – Camus und das Absurde
26 – Sartre: Zur Freiheit verurteilt

27 – Kierkegaard: Der Sprung, den Vernunft nicht leisten kann
28 – Der Tod als philosophisches Problem
29 – Die Seele: Idee, Hoffnung oder Wirklichkeit?
30 – Bewusstsein: Mehr als Gehirn?
31 – Nahtoderfahrungen und die Sehnsucht nach Danach
32 – Die Angst, dass nichts kommt
Teil V – Nach Gott
33 – Kann Spiritualität ohne Religion existieren?
34 – Wissenschaft ist keine Ersatzreligion
35 – Liebe ohne Ewigkeit
36 – Warum Endlichkeit Wert erzeugt
37 – Sinn ist kein Fundstück
38 – Ein gutes Leben ohne letzte Antwort
39 – Die Freiheit, keine Gewissheit zu haben
40 – Verantwortung statt Erlösung
Epilog – Was vom Menschen bleibt

Vorwort

Dieses Buch beginnt nicht mit der Behauptung, dass Gott nicht existiert.

Es beginnt mit einer unbequemeren Frage: Was geschieht mit uns, wenn wir nicht mehr sicher sein können, dass jemand auf der anderen Seite der Weltordnung wartet?

Für viele Menschen ist Religion Trost, Herkunft, Gemeinschaft und Sprache für Erfahrungen, die sich rational nur schwer fassen lassen. Für andere ist sie eine Institution der Macht, eine Quelle von Schuld oder eine Antwort, die zu früh gegeben wurde. Zwischen diesen Polen liegt ein großer Raum, in dem Philosophie beginnt.

„Nach Gott" ist kein Buch gegen Gläubige. Es ist auch kein Versuch, Atheismus zur neuen Orthodoxie zu erklären. Es richtet sich gegen die Gewohnheit, letzte Fragen mit fertigen Sätzen zu erledigen.

Was ist Moral, wenn sie nicht befohlen wird? Was ist Freiheit, wenn unsere Entscheidungen von Biologie, Geschichte und Gesellschaft geprägt sind? Was bedeutet Liebe, wenn sie nicht ewig dauert? Ist ein endliches Leben weniger wert – oder gerade deshalb kostbar? Und was bleibt vom Menschen, wenn der Himmel schweigt?

Dieses Buch ist Prof. Hubertus Mynarek gewidmet. Die Widmung ist keine akademische Fußnote und keine nachträgliche Nähebehauptung. Sie kommt aus einer langjährigen verlegerischen Verbindung, aus gemeinsamer Arbeit und aus vielen Stunden am Telefon.

Es gab diese langen Gespräche, in denen ein Manuskript nicht einfach als fertiger Text auf dem Schreibtisch lag. Es entstand im Sprechen. Hubertus Mynarek diktierte, ich schrieb. Ein Satz folgte dem nächsten. Gedanken wurden präzisiert, Passagen neu angesetzt, aus gesprochenen Überlegungen wurden Seiten und aus Seiten Kapitel.

Wer als Verleger so arbeitet, erlebt einen Autor anders als über ein eingesandtes Manuskript. Man hört die Pausen. Man merkt, wann ein Gedanke bereits seit Jahren durchdacht ist und wann er sich erst im

Sprechen seine endgültige Form sucht. Man erlebt Widerspruch nicht als redaktionelles Problem, sondern als Teil des Denkens.

Bei Hubertus Mynarek war diese Streitbarkeit nie bloß Stil. Sie gehörte zu seiner intellektuellen Haltung. Er akzeptierte keine Antwort allein deshalb, weil eine Institution sie seit Jahrhunderten wiederholte. Er war bereit, Gewissheiten zu riskieren, wenn sie einer Prüfung nicht standhielten.

Für mich war diese Zusammenarbeit weit mehr als ein verlegerischer Vorgang.

Es war mir eine Ehre.

Gerade deshalb wäre es falsch, dieses Buch zu einer bloßen Fortsetzung seiner Positionen zu machen. Eine Widmung ist keine Gefolgschaftserklärung. Respekt zeigt sich nicht darin, einen Denker nachzusprechen. Er zeigt sich darin, seine Fragen ernst genug zu nehmen, um sie weiterzuführen.

„Nach Gott“ will dort weiterfragen, wo jede Gewissheit – religiöse wie atheistische – zu bequem wird.

Nietzsche erklärte den Tod Gottes nicht zum Happy End. Feuerbach verlegte den Himmel zurück in den Menschen. Schopenhauer machte das Leiden zum Zentrum seiner Weltsicht. Camus fragte, wie man in einer absurden Welt leben kann. Sartre verschärfte Freiheit zur Zumutung. Russell zeigte, dass Skepsis weder Zynismus noch geistige Leere bedeuten muss.

Sie alle liefern Werkzeuge. Keiner liefert die letzte Antwort.

Vielleicht ist genau das die Ausgangslage des modernen Menschen: Wir besitzen mehr Wissen als fast jede Generation vor uns und sind den letzten Fragen trotzdem nicht entkommen.

Dieses Buch verteidigt deshalb nicht die Leere. Es verteidigt die Freiheit, ohne metaphysische Garantie sinnvoll zu leben. Und es nimmt den Leser ernst genug, ihm keine Gewissheit zu verkaufen, die wir nicht besitzen.

Prolog – Der Himmel schweigt

Die älteste Bitte

Vielleicht begann Religion nicht mit einem Gott. Vielleicht begann sie mit einer Bitte.

Ein Mensch stand an einem Grab und wollte nicht glauben, dass das, was eben noch gesprochen, gelacht, geliebt und gehofft hatte, nun einfach verschwunden sein sollte. Ein anderer sah den Himmel schwarz werden, hörte Donner über einer Landschaft, die er nicht verstand, und suchte hinter dem Geräusch einen Willen. Eine Mutter hielt ein krankes Kind und sprach in die Dunkelheit, weil Schweigen unerträglich war.

Noch bevor der Mensch Theologie betrieb, hatte er Angst. Noch bevor er Dogmen formulierte, verlor er Menschen. Noch bevor er Tempel baute, fragte er, ob jemand hört. Diese Frage ist älter als jede Kirche. Und vielleicht ist sie stärker als jedes Argument gegen Religion. Denn Glaube beginnt nicht nur dort, wo Wissen endet. Er beginnt oft dort, wo das Leben weh tut.

Der moderne Mensch ist nicht fertig mit Gott

Es gehört zu den großen Selbsttäuschungen der Moderne, anzunehmen, die Frage nach Gott werde sich irgendwann durch wissenschaftlichen Fortschritt erledigen. Wir können Sterne vermessen. Wir können Gene lesen. Wir können die elektrische Aktivität des Gehirns beobachten. Wir können beschreiben, wie Arten entstehen und wie Planeten sich formen. Doch aus keinem dieser Befunde folgt von selbst, was ein Mensch tun soll, wenn er weiß, dass er sterben wird.

Wissenschaft kann erklären, wie Angst im Nervensystem verarbeitet wird. Sie kann nicht bestimmen, ob ein Leben trotz seines sicheren Endes sinnvoll ist. Sie kann untersuchen, welche Hirnareale bei religiösen Erfahrungen aktiv sind. Sie kann damit nicht entscheiden, ob eine religiöse Erfahrung nur ein neuronales Ereignis oder zugleich etwas anderes ist. Das ist keine Schwäche der Wissenschaft. Es ist eine Grenze ihrer Fragestellung.

Wer aus Naturwissenschaft eine vollständige Weltanschauung machen will, überschreitet diese Grenze ebenso schnell wie der Theologe, der aus einem heiligen Text naturwissenschaftliche Tatsachen ableiten möchte.

Der Preis des Zweifels

Religiöse Gewissheit besitzt einen Vorteil, den philosophische Skepsis nicht bieten kann: Sie kann trösten. Nicht immer. Nicht jeden. Aber wenn ein Mensch glaubt, dass der Tod nicht das Ende ist, dass Gerechtigkeit jenseits des Sichtbaren hergestellt wird und dass sein Leben Teil eines größeren Plans ist, dann besitzt er eine Deutung, gegen die das Nichts weniger mächtig wirkt.

Wer diese Gewissheit aufgibt, gewinnt geistige Freiheit. Er verliert aber möglicherweise Trost. Das wird in religionskritischen Büchern häufig unterschätzt. Man kann einem Menschen nicht einfach sagen, seine Hoffnung sei unbegründet, und anschließend so tun, als habe man ihm nur einen Denkfehler erklärt. Vielleicht hat man ihm ein ganzes Gebäude genommen. Philosophie muss deshalb mehr leisten als Abriss. Wenn sie Gott in Frage stellt, muss sie danach fragen, was der Mensch ohne diese Garantie mit Freiheit, Schuld, Liebe, Tod und Sinn anfangen soll.

Die andere Gefahr

Doch auch der Glaube hat einen Preis. Wo eine Antwort als absolut gilt, wird Zweifel schnell verdächtig. Wo Moral als göttlicher Befehl verstanden wird, können Menschen behaupten, nicht sie selbst hätten entschieden, sondern eine höhere Instanz. Wo eine Institution beansprucht, den Willen Gottes zu vertreten, verbindet sich metaphysische Gewissheit mit irdischer Macht. Das Problem ist nicht, dass jeder Glaube zwangsläufig Unterdrückung erzeugt. Das wäre historisch und menschlich falsch. Das Problem liegt in der Struktur absoluter Gewissheit.

Wer glaubt, eine letzte Wahrheit zu besitzen, muss den Widerspruch nicht mehr als gleichberechtigte Möglichkeit behandeln. Er kann ihn als Irrtum, Sünde oder Verblendung betrachten.

Nach Gott heißt nicht gegen Gott

Der Titel dieses Buches ist absichtlich offen.

„Nach Gott“ kann eine historische Epoche meinen: eine Gesellschaft, in der Religion ihre frühere Selbstverständlichkeit verloren hat. Er kann eine persönliche Biografie meinen: das Leben nach einem Glauben, der nicht mehr trägt. Er kann philosophisch verstanden werden: Was kommt, wenn Gott als letzte Begründung von Moral, Wahrheit und Sinn nicht mehr vorausgesetzt werden kann? Und er kann sogar eine religiöse Frage enthalten: Was bleibt, wenn Gott schweigt?

Dieses Buch wird Gott nicht widerlegen. Es wird ihn auch nicht beweisen. Es wird untersuchen, was Menschen mit der Idee Gottes tun – und was diese Idee mit Menschen tut. Vor allem aber wird es die Frage stellen, die nach jeder Religionskritik übrig bleibt: Wie lebt man ohne Garantie? Vielleicht beginnt Philosophie genau dort.

Der Verlust der Selbstverständlichkeit

Über Jahrhunderte musste ein Mensch in Europa nicht jeden Morgen neu entscheiden, ob Gott existiert. Die religiöse Ordnung war in Landschaft, Kalender, Recht, Sprache und Lebenslauf eingebaut. Geburt, Ehe, Krankheit und Tod besaßen religiöse Formen. Die Frage lautete nicht zuerst, ob der Himmel existiert, sondern wie man sich zu ihm verhält. Diese Selbstverständlichkeit ist in vielen modernen Gesellschaften zerbrochen. Das bedeutet nicht, dass Religion verschwunden wäre. Es bedeutet, dass Glaube zu einer Möglichkeit unter mehreren geworden ist.

Der heutige Mensch kann glauben, zweifeln, wechseln, austreten, zurückkehren oder religiöse Sprache verwenden, ohne institutionell gebunden zu sein. Gerade diese Vielfalt macht die Gottesfrage nicht kleiner, sondern persönlicher. Wo früher Tradition entschied, muss heute häufig das Individuum entscheiden. Und Entscheidung ist anstrengender als Gewohnheit.

Die moderne Situation

Der moderne Mensch lebt in einer merkwürdigen Doppelwelt. Technisch vertraut er auf Verfahren, die ohne religiöse Erklärung funktionieren. Wenn ein Flugzeug startet, erwarten wir Aerodynamik und Wartung, kein Wunder. Wenn eine Infektion behandelt wird, suchen wir nach Erregern, Medikamenten und Evidenz. Gleichzeitig verschwinden die alten Fragen

nicht. Warum überhaupt etwas existiert. Warum Bewusstsein existiert. Warum Leid uns moralisch empört.

Warum wir nach Bedeutung suchen. Warum der Tod nicht nur biologisch, sondern existenziell erschüttert. Die Moderne hat die Welt in vielen Bereichen entzaubert, ohne den Menschen vollständig von seinem Bedürfnis nach Sinn zu befreien. Das ist die Spannung, in der dieses Buch steht.

Kein Tribunal

Dieses Buch wird deshalb kein Tribunal eröffnen, bei dem Religion auf der Anklagebank sitzt und der Autor bereits vor Beginn das Urteil kennt. Es wird aber auch nicht so tun, als seien alle Weltanschauungen gleich plausibel, nur weil sie Menschen Halt geben. Trost verdient Respekt. Behauptungen verdienen Prüfung. Beides gleichzeitig auszuhalten, ist schwieriger als Polemik.

Vielleicht ist genau diese Schwierigkeit der angemessene Ausgangspunkt philosophischer Religionskritik.

Kapitel 1 – Das Tier, das weiß, dass es sterben wird

Ein Wissen, das alles verändert

Der Mensch ist nicht das einzige Lebewesen, das Gefahr erkennt. Tiere fliehen vor Räubern. Sie meiden Schmerz. Manche zeigen Verhaltensweisen, die wir als Trauer interpretieren. Sie können den Verlust eines Artgenossen wahrnehmen und ihr Verhalten verändern. Doch der Mensch lebt mit einer besonderen Form von Wissen. Er weiß nicht nur, dass andere sterben. Er weiß, dass er selbst sterben wird. Und er kann diesen Tod Jahrzehnte im Voraus denken.

Ein Kind versteht diese Tatsache erst allmählich. Irgendwann geschieht etwas Merkwürdiges: Der Tod wird von einem Ereignis, das andere Menschen betrifft, zu einem sicheren Bestandteil der eigenen Zukunft. Von diesem Moment an lebt der Mensch mit einem Datum, das er nicht kennt. Das ist eine außerordentliche psychische Zumutung.

Das Paradox des Alltags

Würden wir unseren Tod in jedem Augenblick vollständig empfinden, könnten wir vermutlich kaum funktionieren. Wir kaufen Lebensmittel für nächste Woche. Wir planen Reisen für nächstes Jahr. Wir sparen für das Alter. Wir streiten über Dinge, die bereits morgen belanglos sein können. Diese Fähigkeit ist kein Zeichen von Dummheit. Sie ist eine Voraussetzung des Lebens. Der Mensch muss seine Sterblichkeit gleichzeitig wissen und vergessen können.

Zwischen diesen beiden Zuständen entsteht Kultur. Wir bauen Häuser, obwohl wir sie nicht für immer bewohnen. Wir schreiben Bücher, obwohl wir nicht erleben werden, wie lange sie gelesen werden. Wir bekommen Kinder, obwohl wir wissen, dass auch sie sterblich sind. Wir lieben Menschen, deren Verlust prinzipiell bereits in der Liebe enthalten ist.

Religion als Antwort auf Endlichkeit

Es wäre erstaunlich, wenn dieses Wissen keine Religion hervorgebracht hätte. Die Vorstellung eines Weiterlebens nach dem Tod löst eines der

radikalsten menschlichen Probleme. Sie macht Endlichkeit vorläufig. Sie trennt biologisches Sterben von endgültigem Verschwinden. Sie erlaubt die Hoffnung, dass Beziehungen nicht vollständig abbrechen. Und sie kann eine moralische Ordnung über den Tod hinaus verlängern. Der ungerechte Mensch kann seinem irdischen Gericht entkommen. Einem göttlichen nicht. Das Opfer kann auf Erden ohne Entschädigung bleiben. Eine jenseitige Gerechtigkeit verspricht, dass die Bilanz noch nicht abgeschlossen ist.

Darin liegt eine enorme psychologische Kraft.

Aber Trost ist kein Beweis

Eine Vorstellung kann tröstlich sein und falsch. Sie kann schmerzhaft sein und wahr. Diese einfache Unterscheidung gehört zu den Grundlagen philosophischer Redlichkeit. Dass der Mensch ein Bedürfnis nach Ewigkeit besitzt, beweist keine Ewigkeit. Dass wir Gerechtigkeit wünschen, beweist kein kosmisches Gericht. Dass wir den Gedanken an endgültige Trennung kaum ertragen, beweist kein Wiedersehen. Doch auch das Gegenteil gilt: Die Tatsache, dass eine Vorstellung tröstlich ist, beweist nicht, dass sie falsch sein muss.

Religionskritik wird schwach, wenn sie psychologische Entstehung mit logischer Widerlegung verwechselt. Man kann erklären, warum Menschen an Gott glauben möchten, ohne damit zu zeigen, dass es Gott nicht gibt.

Der Tod als unsichtbarer Mitautor

Möglicherweise ist der Tod der unsichtbare Mitautor fast jeder menschlichen Kultur. Monumente versuchen, Zeit zu überstehen. Genealogien bewahren Namen. Religionen erzählen vom Danach. Philosophien erklären, wie man angesichts des Endes leben soll. Kunst hält einen Augenblick fest, der sonst verschwinden würde. Selbst der Wunsch nach Ruhm kann als Protest gegen Endlichkeit gelesen werden. Der Körper stirbt. Der Name soll bleiben.

Doch auch Ruhm ist kein Sieg über den Tod. Die meisten Namen verschwinden. Und selbst die berühmtesten werden irgendwann nur noch Zeichen in Archiven sein. Das kann deprimieren. Oder befreien. Wenn

Ewigkeit unmöglich ist, muss ein Leben nicht ewig dauern, um Bedeutung zu besitzen.

Endlichkeit als Voraussetzung von Wert

Stellen wir uns ein Leben ohne Ende vor. Nicht hundert Jahre. Nicht tausend. Unendlich. Jede Entscheidung könnte verschoben werden. Jede Reise später stattfinden. Jedes Gespräch morgen geführt werden. Dringlichkeit würde verschwinden. Vielleicht würde damit auch ein Teil des Wertes verschwinden. Ein Sonnenuntergang ist nicht schön, weil er endet. Aber dass er endet, macht seine Gegenwart unwiederholbar.

Dasselbe gilt für ein menschliches Leben. Die Endlichkeit ist grausam, weil sie nimmt. Sie ist zugleich die Bedingung dafür, dass Zeit kostbar sein kann. Vielleicht liegt hier bereits ein erster Gedanke für eine Welt nach religiöser Gewissheit: Nicht alles, was endet, ist deshalb sinnlos.

Sterblichkeit und Selbstbewusstsein

Das Wissen um den Tod hängt an einer zweiten menschlichen Besonderheit: Wir können uns selbst zum Gegenstand unseres Denkens machen. Wir erleben nicht nur. Wir wissen, dass wir erleben. Wir erinnern uns an frühere Versionen unserer selbst und stellen uns zukünftige vor. Dadurch besitzt ein Mensch eine biografische Identität. Er ist nicht nur der Organismus dieses Augenblicks. Er ist in seiner eigenen Vorstellung ein Verlauf.

Genau deshalb ist Tod mehr als Funktionsende. Er beendet eine erzählte Zukunft. Pläne, Rollen, Beziehungen und Möglichkeiten brechen ab. Der Mensch trauert deshalb nicht nur um das, was war. Er trauert um das, was nicht mehr sein wird.

Terror-Management und kulturelle Antworten

Die moderne Psychologie hat verschiedene Modelle entwickelt, um zu erklären, wie Menschen mit dem Wissen ihrer Sterblichkeit umgehen. Eine einflussreiche Richtung untersucht, wie Weltbilder, Selbstwert und kulturelle Zugehörigkeit helfen können, Todesangst zu regulieren. Man sollte solche Modelle nicht zu einer Universalformel machen. Sie erklären nicht jede Religion und nicht jedes moralische Verhalten. Aber sie weisen auf etwas Plausibles hin:

Menschen leben leichter mit Endlichkeit, wenn sie sich als Teil von etwas erleben, das größer und dauerhafter ist als sie selbst. Nation. Familie. Religion. Werk. Fortschritt. Nachkommenschaft. Geschichte. Vielleicht sind nicht alle Formen symbolischer Unsterblichkeit religiös. Aber viele erfüllen eine ähnliche psychische Funktion.

Der Tod und die Ethik

Sterblichkeit erzeugt nicht nur Angst. Sie erzeugt auch moralische Dringlichkeit. Ein unsterblicher Mensch könnte jede Entschuldigung verschieben. Jede Versöhnung. Jeden Neubeginn. Wir können das nicht. Wenn ein Mensch stirbt, können bestimmte Sätze nie mehr gesagt werden. Darin liegt ein Teil der ethischen Schärfe des Todes. Er macht Beziehungen irreversibel. Möglicherweise ist Endlichkeit deshalb nicht bloß das Problem, auf das Religion antwortet.

Sie ist zugleich eine Bedingung moralischer Ernsthaftigkeit.

Der Tod als Grenze der Selbsttäuschung

Menschen können vieles verdrängen. Schulden. Konflikte. Alter. Fehler. Den Tod kann man ebenfalls verdrängen, aber nicht endgültig abschaffen. Er ist die Grenze, an der Selbsttäuschung irgendwann auf Wirklichkeit trifft. Das erklärt vielleicht, warum Tod und Religion so eng verbunden sind. Religion bietet nicht nur eine Antwort auf die Frage, was danach kommt. Sie bietet eine Form, in der der Tod in eine größere Ordnung gestellt wird.

Der Einzelne stirbt, aber die Geschichte soll weitergehen. Die Gemeinschaft. Die Seele. Gott. Das Reich der Toten. Die Wiedergeburt. Etwas bleibt. Diese Vorstellung mildert nicht nur Angst. Sie schützt auch das Selbstbild vor der radikalsten Kränkung: dass die Welt ohne uns weiterläuft.

Die Kränkung der Austauschbarkeit

Der Tod erinnert uns daran, dass niemand biologisch unersetzlich ist. Das Leben geht weiter. Andere übernehmen Aufgaben. Institutionen funktionieren. Häuser werden neu bewohnt. Das ist nüchtern und brutal. Gleichzeitig widerspricht es unserer persönlichen Erfahrung. Für einen geliebten Menschen ist jemand durchaus unersetzlich. Nicht als Funktion.

Als Person. Hier entsteht eine Spannung zwischen kosmischer Gleichgültigkeit und menschlicher Bedeutung.

Vielleicht ist genau diese Spannung zentral für eine Ethik der Endlichkeit. Wir müssen nicht für das Universum unersetzlich sein, um füreinander unersetzlich zu werden.

Kapitel 2 – Warum Menschen Götter erschaffen

Die vorsichtige Formulierung

Schon die Überschrift dieses Kapitels kann provozieren. „Warum Menschen Götter erschaffen“ klingt, als sei die Sache entschieden. Als wäre Gott eine menschliche Erfindung und jede Religion damit widerlegt. So einfach ist das Argument nicht. Was wir sicher sagen können, ist bescheidener: Menschen erschaffen Vorstellungen von Gott. Sie geben dem Unsichtbaren Namen. Sie schreiben Eigenschaften zu. Sie erzählen Geschichten. Sie bauen Rituale. Sie legen fest, was ein Gott will, verbietet, belohnt oder bestraft.

Ob hinter diesen Vorstellungen eine transzendente Wirklichkeit steht, ist eine zweite Frage. Diese Trennung ist entscheidend.

Der Gott, der erstaunlich menschlich ist

Religiöse Götter tragen auffällig menschliche Züge. Sie lieben. Sie zürnen. Sie bestrafen. Sie vergeben. Sie verlangen Loyalität. Sie reagieren auf Gehorsam und Verrat. Sie interessieren sich für Sexualität, Nahrung, Kleidung, Besitz, Krieg, Ehe und soziale Ordnung. Selbst wenn eine Religion behauptet, Gott übersteige alle menschlichen Kategorien, spricht sie meist in menschlichen Bildern über ihn. Anders könnte sie kaum sprechen.

Eine vollständig unvorstellbare Gottheit wäre religiös nahezu unbrauchbar. Menschen brauchen Bilder, Worte und Geschichten. Damit beginnt Projektion.

Feuerbachs radikale Umkehr

Ludwig Feuerbach machte aus dieser Beobachtung im 19. Jahrhundert eine der wirkungsmächtigsten religionskritischen Thesen. Nicht Gott habe den Menschen nach seinem Bild geschaffen. Der Mensch erschaffe Gott nach seinem eigenen. Eigenschaften, die Menschen als höchste Werte verstehen – Liebe, Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Macht – würden aus dem Menschen herausgelöst und in ein vollkommenes Wesen

projiziert. Der Mensch verarme dabei. Was in Wahrheit menschliches Potenzial sei, erscheine ihm nun als göttliche Größe außerhalb seiner selbst.

Feuerbach wollte Religion damit nicht nur kritisieren. Er wollte ihre Inhalte zurückholen. Was der Mensch an Gott bewundere, solle er als eigene Möglichkeit begreifen.

Die Stärke des Arguments

Feuerbach erklärt etwas, das historisch auffällig ist. Gottesbilder verändern sich mit Gesellschaften. Eine kriegerische Kultur stellt sich göttliche Macht anders vor als eine pazifistische Gemeinschaft. Patriarchale Gesellschaften sprechen anders über Gott als moderne egalitäre. Religiöse Moral verändert sich, obwohl dieselben heiligen Texte bestehen bleiben. Das legt nahe, dass Menschen nicht nur von Religion geformt werden. Religion wird auch von Menschen geformt.

Wer behauptet, seine Vorstellung Gottes sei völlig unabhängig von Geschichte, Kultur und Sprache, unterschätzt die Bedingungen des eigenen Denkens.

Die Grenze des Arguments

Doch auch hier darf man nicht zu schnell triumphieren. Dass menschliche Gottesvorstellungen kulturell geprägt sind, beweist nicht, dass es keine transzendente Wirklichkeit gibt. Menschen besitzen kulturell unterschiedliche Vorstellungen von Krankheit. Krankheit existiert trotzdem. Menschen beschrieben Sterne jahrtausendelang falsch. Sterne waren dennoch da. Eine Projektionsthese kann zeigen, dass unser Bild Gottes möglicherweise menschlich geformt ist. Sie kann nicht allein entscheiden, ob hinter dem Bild nichts steht.

Götter als soziale Ordnung

Religion erklärt nicht nur Natur und Tod. Sie ordnet Gemeinschaft. Wer darf heiraten? Was darf gegessen werden? Wer besitzt Autorität? Welche Tage sind heilig? Welche Handlungen gelten als rein oder unrein? Wann darf Gewalt angewendet werden? Solche Regeln könnten als menschliche Konventionen erscheinen. Wenn sie jedoch als göttlicher Wille gelten, erhalten sie eine andere Qualität.

Ein König, der sagt: „Ich will es“, kann kritisiert werden. Ein König, der sagt: „Gott will es“, verändert die Ebene der Debatte. Genau darin liegt die politische Kraft religiöser Legitimation.

Warum der Mensch überhaupt nach einem Warum fragt

Möglicherweise ist die erstaunlichste Eigenschaft des Menschen nicht, dass er Götter erschafft. Sondern dass ihm die Welt nicht genügt, wie sie ist. Ein Stein braucht keine Begründung dafür, dass er existiert. Der Mensch schon. Er fragt nach Ursprung. Nach Zweck. Nach Bedeutung. Und sobald er diese Fragen stellt, entsteht ein Raum, den Religion betreten kann.

Ob sie ihn wahr beantwortet, ist offen. Dass sie ihn betreten wird, ist beinahe unvermeidlich.

Vom Naturereignis zum Gegenüber

Frühe Religionen lassen sich nicht auf einen einzigen Ursprung reduzieren. Naturbeobachtung, Ahnenkult, Traum, Ekstase, Ritual, soziale Ordnung und Todeserfahrung greifen ineinander. Doch eine wiederkehrende Bewegung ist bemerkenswert: Unpersönliche Vorgänge werden personal verstanden. Der Sturm will etwas. Die Ernte gelingt, weil eine Macht gnädig war. Krankheit besitzt eine Absicht. Der Tod öffnet einen Übergang. Personalisierung macht eine unübersichtliche Welt psychologisch handhabbar.

Mit einer Ursache kann man nichts verhandeln. Mit einem Gegenüber schon. Man kann bitten. Opfern. Danken. Versprechen. Damit entsteht Handlungsmacht in Situationen, in denen der Mensch objektiv wenig Kontrolle besitzt.

Das Problem der Anthropomorphie

Je persönlicher ein Gott gedacht wird, desto leichter wird Beziehung. Aber desto größer wird zugleich ein philosophisches Problem. Wenn Gott zürnt, liebt, enttäuscht ist, belohnt und straft, benutzen wir Kategorien, die aus menschlichem Erleben stammen. Sind sie wirklich Eigenschaften Gottes? Oder Metaphern? Wenn sie Metaphern sind, wie weit tragen sie?

Wenn sie wörtlich gemeint sind, wie kann ein vollkommenes, unveränderliches Wesen überhaupt enttäuscht oder besänftigt werden?

Religion gewinnt Nähe durch menschliche Sprache. Philosophie entdeckt darin sofort Spannungen.

Von vielen Göttern zum einen

Auch die Entwicklung vom Polytheismus zum Monotheismus verändert die philosophische Lage. Viele Götter können unterschiedliche Bereiche, Charaktere und Konflikte verkörpern. Ein einziger allmächtiger Gott muss dagegen die gesamte Wirklichkeit verantworten. Damit wächst seine Erklärungskraft. Aber auch die Last. Wenn es nur einen Schöpfer gibt, lässt sich das Böse nicht mehr bequem auf einen konkurrierenden Gott schieben.

Wenn Gott allmächtig und gut ist, wird Leid zur Theodizeefrage. Monotheismus vereinfacht die göttliche Ordnung. Er verschärft zugleich das philosophische Problem des Leidens.

Mustererkennung und Absicht

Der Mensch ist ein Wesen, das Muster erkennt. Diese Fähigkeit ist überlebenswichtig. Ein Geräusch im Gebüsch kann Wind sein. Oder ein Tier. Wer zu oft eine Gefahr übersieht, zahlt einen höheren Preis als jemand, der einmal zu viel Alarm schlägt. Aus solcher Vorsicht kann eine allgemeine Tendenz entstehen: Wir sehen Akteure, wo vielleicht nur Vorgänge sind.

Ein ungewöhnliches Ereignis wirkt beabsichtigt. Ein Zufall wie ein Zeichen. Eine Katastrophe wie Strafe. Ein glücklicher Ausgang wie Fügung. Das erklärt Religion nicht vollständig. Aber es zeigt, warum personalisierte Deutungen der Welt für Menschen intuitiv attraktiv sein können.

Zwischen Erklärung und Bedeutung

Ein religiöser Satz erfüllt häufig zwei Funktionen zugleich. Er erklärt und deutet. "Es hat so kommen sollen" beantwortet nicht nur eine Ursachenkette. Es verleiht dem Ereignis Bedeutung.
Naturwissenschaftliche Erklärung arbeitet anders. Sie fragt, welche Bedingungen zu einem Ereignis geführt haben. Sie kann sehr genau